

Verlag Bibliothek der Provinz

WILFRIED SEIPEL

MEIN LEBEN EIN ABENTEUER

Gedanken und Erinnerungen
eines Museumsdirektors

IMPRESSUM

Wilfried Seipel
MEIN LEBEN – EIN ABENTEUER
Gedanken und Erinnerungen eines Museumsdirektors

Gestaltung Brigitte Simma
Lektorat Dr. Erika Sieder
Redaktionelle Betreuung Raphael Besenbäck
ISBN 978-3-99126-376-0

Verlag Bibliothek der Provinz GmbH
für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien
Großwolfgers 29, A-3970 Weitra / Austria
Tel. 02856 / 3794, www.bibliothekderprovinz.at

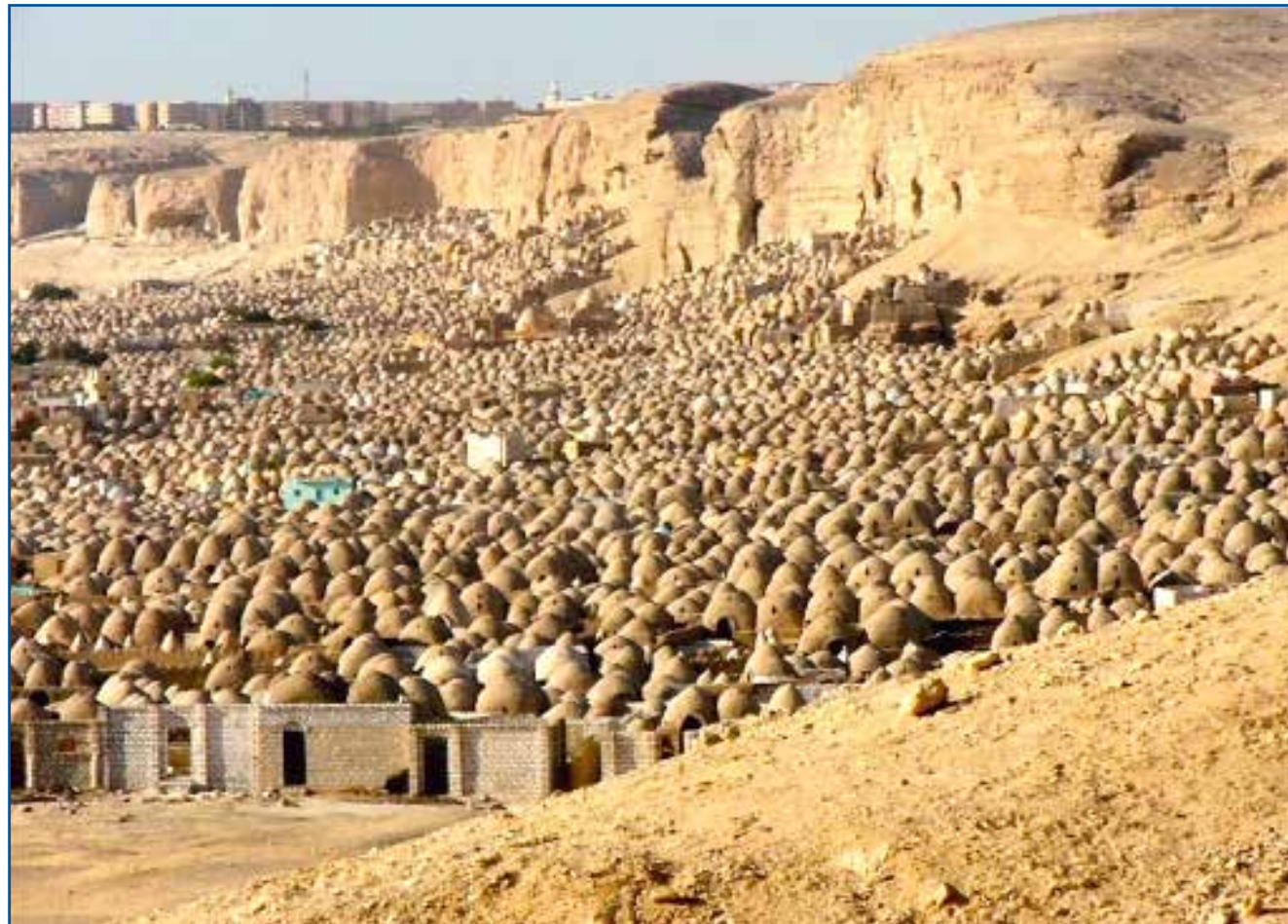
*Für einen Druckkostenzuschuss des Museums der
Marktgemeinde Gröbming bedanke ich mich.*

INHALTSVERZEICHNIS

Anstatt eines Vorwortes	11
Die Anfänge	12
Wien	32
Heidelberg	46
Berlin	54
Kairo	60
Konstanz	76
Linz	103
Wieder in Wien 1990–2003	153
Causa Saliera	258
Was sonst noch geschah 2003–2009	281
Mein Leben „danach“	344
Schlussbemerkung	369
Epilog	370
Das Unbehagen an der Kultur	371
aus: Erhard Busek (Hrsg.), <i>Was haben wir falsch gemacht?</i>	
Postscripta	378
Gedanken und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern	
Tell el-Dab’a	379
Ein Tag in Sankt Petersburg	382
Besuch bei Irina Antonova im Puschkin-Museum	387
Fabrizio Plessi: Zum Geleit	390
Auszeichnungen	392
Ausstellungen (eine Auswahl)	393
Publikationen (eine Auswahl)	400
Personenregister	404
Biographie	428

KAIRO

Noch vor meiner Zeit im Österreichischen-Archäologischen Institut in Kairo standen mehrere mehrwöchige Ägyptenaufenthalte im Zusammenhang mit einer von mir initiierten und von der FU geförderten Grabungstätigkeit in Mittelägypten sowie meine Mitwirkung an einem Grabungsprojekt des Münchner Ägyptologischen Instituts im Nildelta. Das Berliner Ausgrabungsprojekt galt einem Felsengrab bei Minya, etwa 200 km südlich von Kairo, das einem hohen Beamten der 19. Dynastie namens Nefersecheru gewidmet und noch unveröffentlicht war. Seine Lage am Gebel el-Ahmar, also am „Roten Berg“, am Ostufer des Nils, bot einen wunderbaren weiten Ausblick über das stets grün schimmernde Niltal, durchzogen von kleinen Kanälen, Palmenhaine



Die Begräbnisstadt Zawyet el-Maiyitin



Überfuhr über den Nil

und bewässerte Feldern. Etwas südlich davon erstreckt sich der ausgedehnte islamische Friedhof Zawyet el-Maiyitin, dessen Hunderte spitzförmig zulaufende Kuppelgräber einen pittoresken Anblick bieten. Unser „Grabungsteam“ bestand aus Jürgen Osing, der Grabungsfotografin Ingrid Asmus und mir.

Wir waren während der sechswöchigen Grabungszeit am westlichen Nilufer in der mittel-ägyptischen Metropole Minya untergebracht, die sich durch einen starken koptischen Bevölkerungsanteil auszeichnet. Unser Hotel „Lotus“, das einzige vor Ort, besaß immerhin eine Dachterrasse, auf der wir nach Beendigung unseres Tagwerkes den Blick über die quirlige Stadt mit einem kühlen ägyptischen Bier genossen. Obwohl wir meistens schon im März unsere Grabungstätigkeit begonnen hatten, war es stets heiß, schwül und staubig. Der Tagesablauf war streng eingeteilt. Nach dem Frühstück auf der Terrasse ging es mit einer Pferdedroschke zur Nilfähre. Dichtgedrängt inmitten der einheimischen Bevölkerung, zusammen mit Schafen, Ziegen, Fahrrädern, Körben und anderen landwirtschaftlichen Geräten war die Überfahrt stets ein kleines Abenteuer, das sich durch Geschrei und eine chaotische Anlandung auszeichnete. Auf der Ostseite des Nils erwartete uns ein vorbestelltes Taxi, dessen stolzer Besitzer über zwei Ehefrauen verfügte – auf jedem Nilufer eine. Dank unserer täglichen Bezahlung konnte er sich am Ende unserer Arbeit eine dritte Ehefrau leisten ...

Nach der Anlandung am Fuße des Gebel el-Ahmar führte uns jeden Morgen ein steiler Anstieg durch eine antike Stadtanlage, vorbei an den immer noch ansehnlichen Resten einer kleinen Stufenpyramide aus der 3. Dynastie (2700 v. Chr.), über einen gut erhaltenen ramessidischen Treppenaufgang zu „unserem“ Grab. Ein kleiner Generator, Stative, die Fotoausrüstung, Zeichenmaterial und eine Kiste mit lauwarmen Colaflaschen waren das tägliche Transportgepäck. Die Arbeit im Grab, also das Vermessen des Grabes sowie das Durchpausen der Beschriftungen und Darstellungen, war schweißtreibend. Die konzentrierte Stille wurde nur durch das surrende Geräusch des außerhalb des Grabes aufgestellten Generators und das Summen der lästigen Fliegen gestört; neugierige Kinder aus der Umgebung, wilde Hunde und einmal auch eine Giftschlange, die von Ingrid bravourös vertrieben wurde – was ihr hohen Respekt bei unseren ägyptischen Freunden einbrachte – waren unsere einzigen Besucher. Bisweilen wurde der regelmäßige Tagesablauf vom Besuch des „Rais“ oder besser Bürgermeister des nebenan gelegenen Dorfes unterbrochen, der uns mit Fischen aus dem Nil und der typischen Mollucheia, einer stark mit Knoblauch durchsetzten, etwas schleimigen Gemüsesuppe, verköstigte.

Die Möglichkeit, an einer hoch über dem Niltal gelegenen Nahtstelle zwischen einer weit zurückliegenden Vergangenheit und der lebendigen, authentischen Gegenwart die Gedanken, Vorstellungen und Sehnsüchte, wie sie uns in den entzifferten Texten des Grabes – darunter ein



Unser Grabungsteam
von re. nach li. Ingrid Asmus,
Jürgen Osing und WS

von der Vergänglichkeit der Welt kündendes sogenanntes „Harfnerlied“ –, entgegentraten, zu entschlüsseln und unserem Denken gegenüber zu stellen, empfand ich als besondere Gnade. Hier sei ein Auszug aus einem dieser seit dem Neuen Reich in zahlreichen Gräbern verbreiteten Literaturgattung vorgestellt, die eine kritische Auseinandersetzung mit dem Totenkult zum Inhalt hat. Es wird von einem blinden Harfenspieler, der meist im Relief wiedergegeben ist, gesungen und verweist auf die Vergänglichkeit der Welt und hinterfragt die Sinnhaftigkeit des Begräbniskultes.

So heißt es in einem Thebanischem Grab (stark verkürzt):

*Was der Harfner im Grabe des Osiris, des Gottesvaters (ein Priestertitel) Neferhotep vorträgt.
Er sagt:*

*Wahrlich, die Leiber vergehen seit der Zeit des Gottes,
Und Jugend rückt an ihren Platz,
Re (die Sonne) zeigt sich jeden Morgen.
Atum geht unter im Westland.*

*Die Männer zeugen, die Frauen empfangen,
Jede Nase atmet Luft.
Dämmert es, sind alle, die sie gebaren,
Zu ihren Gräbern gegangen.*

*Feiere einen schönen Tag, Gottesvater!
Gib Balsam und Wohlgeruch an deine Nase,
Kränze von Lotos und Liebesäpfel auf deine Brust,
Während deine Frau, die du liebst, bei dir sitzt.*

*Ich habe gehört, was den Vorfahren geschehen ist:
Ihre Häuser sind zerfallen,
Ihre Plätze sind nicht mehr.
Sie sind wie etwas, was nie entstanden ist
Seit der Zeit des Gottes.
Niemand, der fortging, kam wieder.*

Während die Aufnahme des Grabs des Nefersecheru ein Projekt der FU Berlin war, konnte ich mit Ingrid auch zweimal an der deutschen Delta-Expedition in Minshat Abu Omar, einer im Nildelta liegenden prähistorischen Ausgrabung, sowie seit 1977 bei der österreichischen Delta-grabung in Tell el-Dab'a mitarbeiten, hier auch als stellvertretender Grabungsleiter. So ergab sich alsbald die Möglichkeit bzw. das Angebot, als Assistent oder Referendar am ÖAI in Kairo mitzuarbeiten, das ich, wie schon erwähnt, – die Zeit in Berlin war abgelaufen – gerne annahm.

Eine Wohnung in Kairo war rasch gefunden. In Zamalek, einem in den 70er und 80er Jahren begehrten vornehmen Wohnviertel auf der arabisch „Gezira“ genannten Nilinsel mit zahlreichen internationalen Botschaften und europäischen Instituten, darunter auch das Deutsche Archäologische Institut, lag in der Sharia Ismail Mohammed auf Nummer 7a das „Österreicherhaus“, in dem sich die österreichische Außenhandelsstelle, das österreichische Kulturinstitut sowie mein zukünftiger Arbeitsort, die Außenstelle Kairo des Österreichischen Archäologischen Instituts sowie die Wohnung des Institutsleiters Manfred Bietak befanden. Auch der damalige österreichische Vertreter der VOEST Alpine hatte dort seine Wohnung. Durch einen glücklichen Zufall konnte ich hier eine im 5. Stock gelegene großzügige Wohnung mit herrlicher Terrasse anmieten, die für etwa zwei Jahre mein exotischer Wohnort bleiben sollte.

Das Leben in Kairo war in den 70er Jahren in vielfacher Hinsicht ein ständiges Abenteuer, weniger im romantischen Sinn als vielmehr betreffs der Bewältigung des Alltags. Häufige Stromausfälle, die anfängliche Suche nach europäischer Butter oder anderen vertrauten aber vermissten Lebensmitteln wie Brot, Käse oder Wurst, der permanent sich stauende und hupende Verkehr, die unvermeidlichen Behördengänge etwa zur Erlangung irgendwelcher Genehmigungen, das völlige Fehlen eines zugänglichen internationalen Telefonnetzes – um nach Berlin zu telefonieren bedurfte es eines vierstündigen Ausflugs in das „Sheraton“, das als einziges Hotel über drei oder vier internationale Linien verfügte – auch wenn mir all dies heute im Rückblick weniger mühsam vorkommt, damals beeinträchtigte es doch merklich meine Lebensqualität.

Doch nach den ersten fünf Monaten, in denen immer wieder der Gedanke einer Rückkehr nach Europa aufkam, um nicht von Heimweh etwa nach meiner Tochter und meinem Refugium in der Steiermark zu sprechen, das inzwischen ein kleines Wohnhaus mit Garten umfasste, und mir ein längeres Verbleiben in Kairo kaum mehr wünschenswert erschien, wandelte sich allmählich mein Verhältnis zu dieser letztlich bis heute rätselhaften und faszinierenden größten Stadt des Orients. Inzwischen war klar geworden, dass mir meine Frau nicht nach Kairo folgen würde und eine Trennung absehbar war.

Die österreichische Community in Kairo war nicht sehr groß, aber gut vernetzt. An ihrer Spitze stand zu meiner Zeit der ungemein sympathische und umgängliche Botschafter Heribert Tschofen, der stets an Ägypten und seiner Kultur interessiert war und samt seiner Frau und den beiden noch keine zehn Jahre alten Töchtern von mir in einige Reiseabenteuer verwickelt werden sollte. So nutzten wir manche Wochenenden zu längeren Ausfahrten zu meist dem Botschafter unbekannten archäologischen Zielen. Unvergesslich bleibt die Fahrt zu den koptischen Klöstern am Roten Meer, auf der mir aufgrund einer Fehlanzeige des Benzinstands plötzlich das Benzin ausging und mein Chevrolet Blazer, in der die ganze Familie Tschofen Platz genommen hatte, mitten in der

Wüste stehen blieb. Peinlich! Ich brachte sie bei einer überhängenden Felswand, die ein wenig Schatten bot, unter und wartete mit schlechtem Gewissen, bis mich endlich ein vorbeikommender Lastwagen mitnahm und zur etwa 40 km entfernten Tankstelle in Zafarana an der Küste des Roten Meeres brachte. Mit gefülltem Kanister kam ich nach etwa zwei Stunden wieder zu der geduldig wartenden Botschafterfamilie zurück und der Ausflug konnte fortgesetzt werden. Und die gute Stimmung blieb ungetrübt! Ich war erleichtert!

Ebenso abenteuerlich war unser Ausflug nach Tell el-Amarna, jene ehemalige Hauptstadt der ausgehenden 18. Dynastie südlich von Minya, die auf Geheiß des „Ketzerkönigs“ Echnaton (1351 – 1336 v. Chr.) aus dem Boden gestampft worden war, um dem nunmehr als einzigen Gott verehrten *Aton*, der sich in der Sonnenscheibe manifestierte, eine neue Heimstätte zu bieten – fernab von Theben, der bisherigen Residenz der Pharaonen. Als Fundort der Büste der Nofretete, der Gemahlin Echnatons, ist Amarna heute allseits bekannt. Die Überfahrt mit meinem Blazer auf einem schwankenden Segelboot auf das Ostufer hätte fast in einer Katastrophe geendet, da der schwere Wagen beim Entladen um ein Haar in den Nil gefallen wäre. Dennoch war der Besuch der ausgedehnten Stadtreste aber vor allem der reich reliefierten Felsgräber am östlichen Wüstenrand das Abenteuer wert gewesen.

Auch die gemeinsame Fahrt zur nördlichsten Pyramide Ägyptens in Abu Roasch, die wie die Pyramiden in Giza ebenfalls aus der 4. Dynastie stammt aber unvollendet blieb, war mehr als abenteuerlich. Da der Weg durch ein militärisches Sperrgebiet führte, wurde meine allzu flotte Auffahrt über einen steilen Hang zum Pyramidenplateau plötzlich durch ein scharfes Pfeifsignal eines von uns zuerst nicht sehr ernst genommenen Wachposten jäh unterbrochen: Mit angelegter Kalashnikov stoppte uns ein inzwischen von oben herablaufender Soldat, der dann sein Gewehr auf die Kühlerhaube stützte, den Botschafter anvisierte und uns zwang, in langsamer Rückwärtsfahrt bis zum von uns übersehenen Wächterhaus zurückzuschieben. Der Diplomatenpass des Botschafters rettete schließlich die Situation.

Da ich – wie oben berichtet – damals bereits mehrmals im Rahmen unserer Berliner Ausgrabung am Kom el-Ahmar gegenüber dem 200 km südlich von Kairo gelegenen mittelägyptischen Minya gearbeitet hatte, war ein Besuch dieser quirligen, von einem starken koptischen Bevölkerungsanteil geprägten Stadt eines unserer nächsten Wochenendziele. Neben der am Ostufer gelegenen islamischen Totenstadt Zawijet el-Maitun mit ihren hundert Grabkuppeln lockte der Besuch eines kleinen, in der Bibliothek des Rathauses untergebrachten Museums. Zu einem mit dem Tourismuschef von Minya vereinbarten Termin fuhren wir an einem Wochenende zum Rathaus, das seltsamer Weise von einem Militärkordon umzingelt war. Auf der Suche nach unserem Gewährsmann, der auch die Schlüsselgewalt innehatte, durchquerte ich die Absperung, wurde aber alsbald durch wildes Geschrei zurückgehalten, bis man mir erklärte, dass ein Besuch des Museums heute nicht möglich sei, Botschafter hin oder her, denn der Schlüssel zum Museum sei unauffindbar. So mussten wir unverrichteter Dinge wieder nach Kairo zurückfahren, ohne freilich damals zu ahnen, was die eigentliche Ursache dieser merkwürdigen und wohl nicht

ungefährlichen Situation gewesen war: Da sich der geplante Besuch des Botschafters in der Stadt, die kaum freiwillig von Diplomaten aufgesucht wurde, bereits herumgesprochen hatte, war von Seiten einer offensichtlich islamisch-fundamentalistischen Gruppierung ein offizieller Besuch des mit „heidnischen“ Antiken ausgestatteten Museums durch Ungläubige als Affront gegen den Islam gewertet worden. Und nicht nur das. Als ich zwei Wochen später das Museum besichtigen konnte, bot es einen erschütternden Anblick: Alle Vitrinen waren zertrümmert, die Objekte wahllos verstreut und die zahlreichen Holzsarkophage zerstört! Die radikale Meute hatte im wahrsten Sinn des Wortes gewütet und alles kurz und klein geschlagen! Diese ablehnende Haltung gegenüber der „heidnischen“ Hinterlassenschaft Ägyptens war und ist bis heute eine islamisch-undamentalistische Grundhaltung, die in der kurzen Regierungszeit des der Muslimbruderschaft entstammenden Präsidenten Mursi (2012/13) in der über das ägyptische Fernsehen verbreiteten Forderung eines islamischen Würdenträgers zum Ausdruck kam, den Sphinx von Giza als heidnisches Relikt der Vergangenheit in die Luft zu sprengen!

Bei dem auf Tschoben nachfolgenden Botschaftsrat Leitenbauer, der mit einer feschen Ägypterin verheiratet und ein leidenschaftlicher Geigenspieler war – weswegen er in der österreichischen Gemeinde als „Geigenbauer“ firmierte – gab es immer wieder feudale Einladungen, auch zu besonderen Fernsehereignissen wie der Übertragung des Weltmeisterschaftsspiels Österreich-Deutschland anlässlich der FIFA 1976. Ich machte mich nicht beliebt, als ich für Deutschland erfolgreich die Daumen drückte. Der stets vorhandene und bis heute keineswegs im Verborgenen blühende österreichische Chauvinismus gegenüber unserem Nachbarn zeigt sich kaum penetranter als im Fußball.

Die kulinarisch erfreulichsten Einladungen kamen allerdings von Seiten der Außenhandelsdelegation, sei es von deren damaligen Leiter Gerhard Kernthaler und dessen künstlerisch als Malerin erfolgreichen Frau Silvia oder seinem Mitarbeiter Christian Harm. Ägyptischer Wein aus dem traditionellen Hause Gianacis wie das vorzügliche ägyptische Bier *Stella* begleiteten die üppigen Gastmähler mit gebackenen Shrimps vom Roten Meer, Rinderfilets und üppigem Obstangebot aus Mangos, Datteln oder Guaven bis zu später Stunde – nicht zu vergessen das über die Botschaft organisierte Ottakringer „Goldfassl“.

Neben meiner Wohnung in Zamalek wohnte auf dem selben Stockwerk Alois Gartler, der österreichische Vertreter der VOEST für Stahlbleche. Ebenfalls den kulinarischen Seiten des Lebens zugetan, hatte er am Nil ein Restaurant namens „Tirol“ eröffnet, das später erfolgreich von seinem Sohn weitergeführt wurde. Legendär seine kiloschweren Transporte aus dem Roten Meer stammender Shrimps, die in mit Eis gefüllten, in nicht immer ganz dichten Koffern oftmals ihren Weg bis in die Steiermark fanden. Manchmal luden wir die vorwiegend österreichische

Hausgemeinschaft zu einem Abendessen ein, bei dem wir abwechselnd kochten und ungewöhnliche Speisen anboten, wie etwa gebratene Lammhoden, die nur gegessen wurden, weil wir sie als „Augsburger“ verkauft hatten.

Die Versorgung mit Lebensmitteln nach österreichischen Maßstäben war nicht immer einfach. Das – bis heute bestehende – Spezialitätengeschäft *Thomas* in der Sharia 26. Juli bot bisweilen irische Butter und Schweizer Käse. Würstchen oder Kalbfleisch unserer Vorstellung – Schweinefleisch war nicht vorhanden – mussten im Hotel „Mövenpick“ in Giza besorgt werden, wo es verschiedene vertraute Brotsorten gab. Dagegen war das ägyptische Rinderfilet nach unseren Maßstäben nicht nur ungemein billig, sondern auch besonders gut. Das bereits erwähnte ägyptische Obst, an erster Stelle die damals in Europa noch als exotisch und teuer verrufenen Mangos, aber auch die kleinen und besonders schmackhaften Bananen aus Oberägypten zählten zusammen mit den zart duftenden Guaven zu den besonders geschätzten Ergänzungen des Speisezettels.

Gute Restaurants waren selten oder nur in den Luxushotels zu finden, darunter ein von mir gern aufgesuchtes italienisches Restaurant im „Nile Hilton“, dem ersten modernen Luxustempel Kairos. Nicht zu verachten war auch die Patisserie im Erdgeschoß, die den ägyptischen Traditionen der Kuchenherstellung folgte. So manchen Nachmittag verbrachte ich auf der Innenterrasse des „Hilton“, wo neben dem „Achwa Masbut“, dem mittelgesüßten ägyptischen Kaffee, auch Wasserpfeifen, die Shishas, angeboten wurden, die von eigens dafür bestimmten hilfreichen Geistern mit frischer Holzkohle und gewürztem oder besser: parfümiertem Tabak versorgt wurden. Zu den bekanntesten, auf das Kairo des beginnenden 20. Jahrhunderts zurückgehenden Cafés zählte das „Groppi“ in der Qasr el-Nil. Legendär die glasierten Maronen im gekühlten Eisständer. Das Ambiente aus dunkler Bestuhlung, grüner Wandfarbe und kleinen runden Glastischen wurde von freundlichen livrierten Obern belebt, die sich der Tradition ihres Cafés, in dem es freilich auch Speisen aller Art gab, bewusst waren. Im Restaurant „Swiss“, das in einem modernen Gebäude an der Corniche neben der Villa Anwar Sadats am Nil lag, konnten heimwehkranken Schweizer ein fast echtes Fondue konsumieren, eine kulinarische Abwechslung, die allerdings nicht billig war.

Mein berufliches Leben in Ägypten entsprach mehr oder weniger meinen Vorstellungen. Als Referent am ÖAI Zweigstelle Kairo hatte ich einerseits die Aufarbeitung der archäologischen Grabungsfunde vorzunehmen, andererseits musste ich zweimal im Jahr – im Frühjahr und im Herbst – meistens als stellvertretender Grabungsleiter an unserer Grabung in Tell el-Dab’a („Schakalshügel“) teilnehmen, die seit den 60er Jahren mit einigen innenpolitisch bedingten Unterbrechungen von Manfred Bietak geleitet wurden. Die im östlichen Nildelta gelegene Ausgrabung war (und ist bis heute) eine Stadt- und Siedlungsgrabung, deren zeitlicher Rahmen vom Mittleren Reich (ab ca. 2000 v. Chr.) bis in die Ramessidenzeit (bis etwa 1200 v. Chr.) reicht. Ihre wissenschaftliche Bedeutung liegt in der Identifizierung dieses Grabungshügels – Tell – mit dem bis damals nur in schriftlichen Quellen belegten Auaris, der Hauptstadt der aus der benachbarten Levante eingewanderten Hyksos, eine Volks- oder Stammesgruppe westsemitischen

Charakters. Als „Fürsten aus den Fremdländern“ bildeten sie die 15. und 16. ägyptische Dynastie und herrschten über einen Zeitraum von über hundert Jahren. Die Grabung war international anerkannt und als Siedlungs- oder Stadtgrabung etwas Besonderes, waren doch die meisten Überreste der im Fruchtländ gelegenden altägyptischen Dörfer im Lauf der Jahrtausende immer wieder überbaut worden. Diese Siedlungshügel, die sich fast überall, an manchen Stellen 15 m und mehr über dem ältesten Fundament erheben, bilden jene weithin sichtbaren „Tells“, auf denen heute kleine Dörfer oder Friedhöfe eine archäologische Untersuchung erschweren oder verunmöglichen.

Meine Tätigkeit war sowohl organisatorischer als auch zeichnerischer Art. Die Ausräumung chaotischer Ansammlungen von altem Werkzeug, Grabungsmaterialien und Resten von Baumaterial in der unbenutzbar gewordenen Garage des Grabungshauses war sozusagen mein Einstandsgeschenk. Da die Freilegung der zahlreichen in rechteckigen Ziegelbauten eingelassenen Grablegen unterhalb des infolge des Nasser-Stausees allmählich immer stärker ansteigenden Grundwasserspiegel lagen, musste eine Tauchpumpe angeschafft werden, die freilich nur mithilfe eines Generators betrieben werden konnte. Das Grabungsgebiet und auch das angrenzende Dorf



Beim Zeichnen eines Grabungsprofils



Korbträger und Korbträgerinnen



Grabungsfeld mit Korbträgerinnen

waren damals ohne Stromversorgung, abends wurde beim flackernden Licht von Petroleumlampen gearbeitet. Die Besorgung des Generators, ein japanisches Modell, war ein kleines Abenteuer in Kairo, sollte aber die Grabungstätigkeit ungemein erleichtern. Da Ingrid, die zu einigen Grabungen als Fotografin eingeladen war, und ich gewohnt waren, abends lange zu lesen, der Generator aber aus Lärmgründen in einem kleinen Verschlag außerhalb des Grabungshauses eingestellt war, installierte ich eine aus Schnüren bestehende Zugverbindung zum Schalter des Generators, der mit einem kurzen Ruck vom Fenster unseres Zimmers zum Schweigen gebracht werden konnte, ohne dass einer von uns durch die Dunkelheit stapfen musste, um den Generator auszuschalten.

Der sehr disziplinierte Tagesverlauf auf der Grabung verlief morgens militärisch mit dem Weckruf des Grabungsleiters, der um 6 Uhr durch den Flur schritt und an alle Türen klopfte. Das Frühstück verlief schweigsam – Tee oder Nescafé, Käse (*La vache qui rit*) und das kleine runde Bauernbrot „Esch Beledi“. Dann ging es zur Grabung, die etwa 200 m vom Grabungshauses entfernt war. Der Jahreszeit entsprechend waren die Morgen stets kühl, leichter Morgennebel umschwebte die Palmen und vom Dorf el-Dab'a klangen die Laute morgendlichen Erwachens zu uns herüber, durchmischt von Eselsgeschrei und Kindergeplapper.

Mein Arbeitsplatz lag anfänglich am Nordrand des Tells, im sogenannten Hafen – ein etwa 15 m langer Einschnitt in den Grabungshügel, dessen aufragenden Begrenzungswände ein ideales Profil zeigten, in dem die verschiedenen Schichten und Ablagerungen des uralten Tells gut erkennbar waren. Hier galt es jeden Stein oder besser jede Tonscherbe, die innerhalb einer bestimmten zusammengehörigen Schicht zu sehen war, in die Profilaufnahme einzuzeichnen und farbig zu markieren. Aufgrund des datierbaren Scherbenmaterials konnten die einzelnen Schichten des Profils dann in bestimmte aufeinanderfolgende Zeitabschnitte datiert werden.

Während die Vormittage, die bis 14 Uhr dauerten, meist von den Rufen und dem Geschrei der uns stets neugierig begleitenden Kinder erfüllt waren – auch als Grabungshelfer waren viele Buben und Mädchen eingeteilt, die auf diese Weise das spärliche Einkommen ihrer Eltern aufbessern halfen – liebte ich besonders die zur Nacharbeitung oder zum Zeichnen bestimmten Nachmittage, die ich an meinem Arbeitsplatz, bisweilen begleitet von einem Kofferradio mit klassischer Musik – meist Mahler in allen seinen Ausprägungen – in musikalischer Stille verbrachte. Bisweilen freilich schlich sich in meine an sich gelassene Verfasstheit das Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit: Letztlich war es das Empfinden der Ferne zu meiner Tochter, zu allen Freunden in Berlin und Wien, zu meiner Familie, zum gesellschaftlichen, ja städtischen Leben, die in mir manche Zweifel weckten, ob ich hier am rechten Ort weilen würde. Auch die Gespräche innerhalb unserer etwa zehn bis zwölf Mitglieder umfassenden Grabungsmannschaft, die angeführt von unserem unzugänglichen Grabungsleiter im Rahmen der meist ungemütlichen Mahlzeiten kaum über unwichtige Allerweltsthemen hinausgingen, fand ich ermüdend und unbefriedigend. Dieser Zustand sollte sich erst ändern, als Ingrid, meine spätere (zweite) Ehefrau, als Fotografin mitmachte und mit ihrem stets heiteren Wesen etwas Farbe in unsere Gesellschaft brachte. Zu den schönsten Erlebnissen mit ihr gehörten unsere an den arbeitsfreien Wochenenden, sofern wir diese nicht in Kairo verbrachten, unternommenen Spaziergänge durch die pittoreske Deltalandschaft, über begrünte Felder, glitzernde Kanäle und vorbei an rauschenden Palmenhainen, blökenden Schafherden und bellenden Schäferhunden. Und immer wieder folgten wir der Einladung freundlicher Fellachen, die uns ins Innere ihrer aus Lehmziegel errichteten bescheidenen Häuser lotsten und mit heißem Pfefferminztee in kleinen Gläsern bewirteten. Noch heute erfreuen wir uns an den in unterschiedlichen Brauntönen gewebten Schafwollteppichen, die wir direkt von den Webstühlen erstanden und nach ihrer Nutzung in unserer Wohnung in Kairo nach Europa mitnahmen.

Bei diesen Rundgängen durch die stets friedliche Ruhe ausstrahlende Deltalandschaft wurden mir auch immer wieder die beim Pflügen der Felder an die Oberfläche gespülten kleinen Skarabäen angeboten und von mir auch gegen geringes Entgelt zur Aufbesserung des bäuerlichen Haushalts angekauft. Die kleinen Glücksbringer in Gestalt eines Mistkäfers, meist aus Steatit gefertigt und



Eine Begrüßung auf den Schultern unserer Grabungsarbeiter



Klatschender Beginn eines Sufi-Tanzes

fast immer mit Hieroglyphen beschriftet, waren fast zu allen Zeiten der ägyptischen Geschichte weit verbreitet, galten sie doch als Symbole des Werdens und Vergehens. Sie werden zu Tausenden in den Museen verwahrt, auch im Kunsthistorischen Museum in Wien. Viele Jahre später sollten mir diese Erwerbungen, die ohne jeglichen historischen Kontext archäologisch unbedeutend waren, größere Schwierigkeiten bereiten, da ich plötzlich als Antiquitätenhändler vernadert wurde. Über verschiedene durchsichtige Machenschaften eines sogenannten Kollegen wurde diese Angelegenheit auch medial und schließlich auch politisch aufgebauscht. Es war für mich und meine Frau keine angenehme Erfahrung, wie aufgrund letztlich unhaltbarer Vorwürfe, die aber von bestimmten Medien und einigen wenigen Kollegen mit Hingabe ausgeweitet und geschürt wurden, fast meine Berufung zum Generaldirektor des KHM gescheitert wäre. Meine aufgrund eigener Anschauung und Erfahrung in einem Interview gemachte Bemerkung *Schauen sie doch auf die Schreibtische meiner ägyptologischen Kollegen, sie werden auch dort die kleinen Mistkäfer und mehr finden*, entfachte einen medialen Sturm der Empörung. Dasselbe passierte, als ein anerkannter Chefredakteur mit dem richtigen Hinweis, dass ein mich belastender Brief von ägyptischen Kollegen auf „gefälschtem“ Briefpapier verfasst sei, den Kürzeren zog und sein Hinweis ohne Folgen blieb. Jedenfalls konnte ich letztlich meinen Posten, wenn auch um ein halbes Jahr verspätet, guten Gewissens antreten. Doch darüber später.

Menschlich erfreulicher hingegen waren meine Erfahrungen im Umgang mit den ägyptischen Hausdienern und den auf der Grabung mit dem Transport des ausgehobenen Erdmaterials oder der Freilegung von Gräbern befassten Fellachen, die von einem „Rais“ und dessen Stellvertreter, dem „kleinen Rais“ angeleitet und kontrolliert wurden. Sie waren zum Teil im Umgang mit Ausgrabungen besonders geschult und stammten aus der oberägyptischen Stadt Quft, die seit Generationen Ausgrabungen aller Nationen mit ihren Leuten versorgte. Daneben beschäftigten

wir auch Arbeiter aus Tell el-Dab'a selbst, vorwiegend Frauen und Mädchen, die als Korbträgerinnen den Erdaushub in aus Gummireifen gefertigten Körben entsorgten. Darunter auch Kinder und Jugendliche, die, statt zur Schule zu gehen, auf diese Weise ein notwendiges Zubrot zum Einkommen ihrer meist sehr kinderreichen Familie einbrachten. Die Entscheidung über den Einsatz der Arbeitskräfte oblag dem Grabungsleiter, dem von der ägyptischen Altertumsverwaltung stets ein ägyptischer „Inspektor“ zu Seite gestellt wurde, der die Grabungsarbeiten verfolgte und kontrollierte. Auch er wurde von der Grabung bezahlt. Jeden Monatsletzten versammelte sich die gesamte ägyptische Grabungsmannschaft am Rand des Tells und wurde einzeln vom Rais mit einem nach heutigen Gesichtspunkten lächerlich geringen Lohn, der nach Arbeitstagen berechnet wurde, entlohnt. Am Abend der Auszahlungstage oder an islamischen Feiertagen wurde vom engeren Kreis der ägyptischen Arbeiter, vor allem unter Mitwirkung des mit mir freundschaftlich verbundenen Hausdieners Saad, eine sogenannte „Fantaseija“ veranstaltet. Die Teilnehmer – auch unsere Grabungsmannschaft machte teilweise mit – bildeten einen Kreis, die Ägypter in eine weiße Galabeija, das lange, kaftanartige Festgewand gekleidet – und wiegten sich rhythmisch zum eintönigen, aber immer stärker werdenden Klang der nubischen Trommeln, die

Im Kreis der *Sufi*-Tänzer

aus Ton gefertigt und mit einer Tierhaut bespannt sind. Das Besondere dieses religiösen Tanzes aus der Welt des Islams sind die immer lauter werdenden religiösen Anrufe Allahs und die immer schneller werdenden rhythmischen Bewegungen, bei denen Oberkörper und Kopf nach vorne und nach hinten geschleudert werden. Damit einher geht ein intensives Ein- und Ausatmen, das gegen Ende des Tanzes durch die Übersättigung des Gehirns mit Sauerstoff einen tranceähnlichen Zustand hervorrufen kann und der eine oder andere Tänzer dann zu Boden stürzt. Mit dem Drehtanz der Sufis hat dieser einer Litanei oder einem Namensgebet ähnliche *Dhikr*, was soviel wie „Gedenken“ (Allahs) heißt, nichts gemein, obwohl er ebenfalls dem Sufismus entstammt.

Falls uns nicht die Deltalandschaft zu den erwähnten wundervollen Wanderungen lockte, war es uns am Wochenende auch möglich mit dem Grabungsbus nach Kairo zu fahren und uns vor allem einer gründlichen Körperreinigung zu unterziehen. Auch das turbulente städtische Leben und die Restaurants waren verführerische Argumente, den weiten Weg nach Kairo über holprige und verkehrsreiche Pisten zu wagen. Kairo war und ist immer eine faszinierende geheimnisvolle Stadt. Wer die ersten fünf Monate in dieser übervollen, lauten und hektischen, ja chaotischen Ansammlung menschlicher Betriebsamkeit ohne psychischen Schaden überstanden hat, wird diese größte Stadt Afrikas lieben und schätzen, trotz Stromausfälle, Verkehrschaos oder bisweilen gestörter Wasserversorgung.

Apropos: manchmal konnte es passieren, dass nach der Ankunft in der Sharia Ismael Mohammed ein Stromausfall den Lift blockierte und auch das ersehnte Duschbad entfallen musste. Die Ägypter begnügen sich in einem solchen Fall mit dem Ausdruck „Ma'alesch“ – kann man halt nichts machen, ist halb so schlimm. Es hat nicht lange gedauert, bis ich diese Reaktionsweise verinnerlicht hatte.

Die glitzernden Hotels mit ihren fashionablen Restaurants, der Swimmingpool im französisch geführten „Marriott“, das Antiquariat „L'Orientaliste“ in der Kasr el-Nil oder die Reitausflüge zu den Pyramiden ergaben zusammen mit meiner ideal gelegenen Wohnung in Zamalek ein fast luxuriöses Lebensgefühl, das freilich in starkem Kontrast zur Lebenswirklichkeit in den überfüllten Kairener Altstadtvierteln stand. Die Stadt entwickelte sich von Jahr zu Jahr zu einem immer undurchschaubareren Moloch, der heute, da ich dies schreibe, über zwanzig Millionen Einwohner zählt. Selige Zeiten waren es, als Kairo bei meinem ersten Besuch 1962 nicht mehr als 2,5 Millionen aufwies.

So war die morgendliche Rückfahrt ins Delta, den Mahmûdiye-Kanal entlang, über die Provinzhauptstadt Zagazig und zahlreiche Kanalbrücken und Bahngeleise, vorbei an langsam dahintrottenden Rinderherden oder knarrenden Eselskarren immer ein Heimkommen in eine andere, ferne, seit Jahrtausenden unverändert gebliebene Welt, die mit der von ihr ausgestrahlten ländlichen Ruhe Labsal für unsere, von der verkehrsdurchtobten Stadt ermüdeten Seelen, bot.

Wenn ich nicht auf der Grabung eingesetzt war, die jeweils im Frühjahr und – als Aufarbeitungskampagne – im Herbst durchgeführt wurde, war es meine Aufgabe, das in den Grabungstagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen befindliche Material zusammenzutragen, um daraus ein stimmiges Bild der Grabungsergebnisse zu formen. Außerdem sorgte ich für den Ausbau der Bibliothek, wobei der „L'Orientalist“, wie das bereits oben erwähnte Antiquariat in der Kasr el-Nil hieß, eine sehr teure aber fruchtbare Beute für unser Institut versprach. Auch so manche Korrespondenzen musste ich führen, darunter z.B. die Beantwortung eines auf eine neue Deutung der Pyramiden bezogene Anfrage.

Die von dem niederösterreichischen Ingenieur Riedl geäußerte Theorie, dass die Cheopspyramide eigentlich ein gewaltiges Wasserkraftwerk sei, dessen Inneres mit Wasser gefüllt wurde, um durch die über die Luftschächte aus der Kammer auf die Seitenflächen gepressten Wassermassen soviel Feuchtigkeit zu erzeugen, dass es zur Bildung von Regenwolken käme, erheiterte nicht nur mich sondern erforderte schon aus Höflichkeit einige Zeit für die „Beantwortung“ dieser Deutung, die ungeachtet aller logischen Einwände schließlich sogar publiziert wurde.

Trotz all meiner Bemühungen mit Geduld und Verständnis auf diese mit Überzeugung vorgebrachte These und ihre nicht haltbaren Argumente einzugehen, blieb ich erfolglos.

Gegenüber meiner Wohnung im 5. Stockwerk in der Sharia Mohammed wohnte auch der Leiter des Österreichischen Kulturinstituts, das über viele Jahre vor meiner Zeit von Bernhard Stillfried geleitet worden war. Leider endete seine verdienstvoll Bautätigkeit in einem hässlichen Kleinkrieg mit Manfred Bietak, dem damaligen Vertreter dieser Außenstelle Kairo des Österreichischen Archäologischen Instituts (ÖAI). Ich konnte Stillfried, dessen Sohn Georg, der eine Mitarbeiterin des KHM geheiratet hatte, viele Jahre Botschafter in Kairo werden sollte, nur zu gut verstehen, da auch meine Dienstzeit am ÖAI mit einem Zerwürfnis mit Bietak zu Ende gegangen war.

Als ich nach Kairo kam, wurde das Österreichische Kulturinstitut von Dr. Ecker geleitet, der dem Unterrichtsministerium angehörte und etwa ein Jahr nach meinem Amtsantritt pensioniert wurde. Abenteuerlustig wie immer, fasste ich den Entschluss, mich als sein Nachfolger zu bewerben, ohne dass ich allerdings die diplomatische Voraussetzungen vorweisen konnte. Dennoch wurde ich ins Außenamt gebeten – die Kulturinstitute waren damals der Auslandskulturabteilung des Außenministeriums zugeordnet – und ich sah meine Chancen ganz gut gewahrt. Als sich jedoch plötzlich der Karrierediplomat Otto Zundritsch, der lange Zeit Presse-Attaché und Presserat in Washington, New York und Brüssel gewesen war, sozusagen als letzte Station seiner Laufbahn für Kairo bewarb, hatte ich keine Chancen mehr und verblieb im ÖAI.



Spuren in der Landschaft

Abgesehen von den nicht nur von mir zu erduldenen Querelen mit Bietak, die sich letztendlich auch auf meine Lebensgefährtin Ingrid übertrugen, die sich nach einer der typischen Auseinandersetzungen in Tell el-Dab'a ins Taxi nach Kairo setzte und Bietak kündigte, fühlte ich mich in Kairo dennoch auf Dauer zu sehr im Abseits des Weltgeschehens, ohne Radio, Fernsehen, Theater oder Konzerten, vor allem aber ohne Familie, ohne meine Tochter.

Apropos Weltgeschehen: in Erinnerung bleibt der Besuch des ägyptischen Präsidenten Anwar el-Sadats in Israel, den wir mitten auf der Grabung mittels eines batteriebetriebenen kleinen Fernsehers gespannt verfolgen konnten.

So hatte ich schon kurz nach meinem Dienstantritt in Kairo das ehrende und mich beruhigende Angebot bekommen, als Assistenzprofessor für Ägyptologie an die **Universität Konstanz** zu gehen! Einladender war der Ordinarius für Alte Geschichte, Wolfgang Schuller, der mich bereits aus meiner Zeit als Assistent am Ägyptologischen Institut der Freien Universität Berlin kannte, wo er als fertiger Jurist im Rahmen eines Zweistudiums für Alte Geschichte manchmal ägyptologische Vorlesungen oder Übungen (auch bei mir) besucht hatte.

WILFRIED SEIPEL

1944 in Wien geboren

Humanistisches Gymnasium, Studien an den Universitäten Wien, Heidelberg und Hamburg
in den Fächern Klassische Philologie, Alte Geschichte, Assyriologie und Ägyptologie,
M.A. Univ, Heidelberg, Dr.phil. Univ. Hamburg

- 1970–1978 Assistent an der FU Berlin,
- 1978–1980 Referent am Österreichischen Archäologischen Institut Kairo,
- 1980–1983 Ass.Prof. an der Universität Konstanz,
- 1982 Lehrstuhlvertretung für Ägyptologie an der Universität Hamburg
- 1982–1985 Direktor der städtischen Museen Konstanz
- 1985–1990 Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums Linz
- 1990–2009 Generaldirektor des Kunsthistorischen Museums Wien

- 1995–2005 Präsident des Österreichischen Museumsbundes
- 2007–2014 Präsident ICOM Österreich

Vorsitzender der Fritz-Wotruba-Privatstiftung

Zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze und Ausstellungskataloge,
Mitarbeit am Lexikon der Ägyptologie,
Herausgeber des Jahrbuchs des Kunsthistorischen Museums,
der Schriften des Kunsthistorischen Museums und
von über 150 Ausstellungskatalogen des KHM.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien